

Ich bin ein medizinischer Seltenheitswert: „Genetisch bedingter Parkinson“: Max Huttner

Zu meinem Leben und meiner Laufbahn

Hier schreibe ich, Max Huttner, ein paar Zeilen nieder – über mein Leben, wie es mir erging und ergeht, meine Gefühle und Ängste...

Also, ich befinde mich zum Zeitpunkt des Beginns meiner Niederschrift seit fast einer Woche auf Kur in einer Reha-Klinik am Bodensee und habe viele Leute wie auch Therapeuten kennen gelernt.

Alle sind freundlich, einfühlsam, nett und aufmerksam, weil sie genau wissen, wie es einem geht. Dafür danke ich Gott...

Was mir aber fehlt, sind meine Familie und Freunde...

So – und jetzt von Anfang an: Mein Name ist Maximilian Huttner. Geboren bin ich in München im Juni 1987... Meine Lebensanfang verlief nicht so wie gewünscht. Eigentlich wäre ich ein ganz normaler Junge gewesen – ja, wenn nicht...

Nach meiner Geburt wurde gleich mal eine Niere entnommen und bestätigt, dass ich ein Loch in meinem Herzen habe.

Ich hatte als Kind mehrmals Lungenentzündungen und „durfte“ daher oft Krankenhäuser besuchen und Antibiotika einnehmen.

Schul- und Sportlaufbahn

Wie die meisten von uns ging ich in den Kindergarten und wurde mit 6 Jahren eingeschult. Die Grundschule verlief im Ganzen – von Anfangsschwierigkeiten abgesehen, so weit störungsfrei.

Weil ich große Ohren hatte, verspotteten mich andere Schüler am Anfang und riefen mich „Dumbo“.

Das bedrückte mich sehr und als Folge wollte ich meine Ohren annähen lassen. Gespräche mit Eltern und Lehrern halfen mir mit meinen Problemen, und nach vielem Hin und Her fand ich schließlich einen Bereich, in dem ich mich ausleben bzw. meine Fähigkeiten umsetzen konnte: die Sportart „Taekwondo“.

Taekwondo ist der Herkunft nach ein koreanischer Kampfsport. Die drei Silben des Namens stehen für Fußtechnik (Tae), Handtechnik (Kwon) und Weg (Do). Obwohl Taekwondo für den laienhaften Betrachter große Ähnlichkeiten mit anderen asiatischen Kampfsportarten aufweist, unterscheidet es sich in einigen wesentlichen Punkten von diesen. So ist die Taekwondo-Technik sehr auf Schnelligkeit und Dynamik ausgelegt, was nicht zuletzt durch den Wettkampf bedingt ist. Im Taekwondo dominieren Fußtechniken gegenüber vergleichbaren Kampfsportarten.

Der Weg war lang bis zu meinem Ziel, aber durch meine Prüfungen, die ich ablegte, zuerst in Taekwondo in Miesbach, dann im Budo Center Hausham, wo ich meinen ersten Dan (Schwarzgurt) machte, gewann ich Selbstsicherheit.



Ich bekam dadurch von meinen Freunden und Mitschülern nun den Respekt, den ich verdient hatte und der bis heute anhielt. In Hausham begann ich auch, den Kampfsport „Allkampf“ zu betreiben.



Diesen Sport übte ich bis August 2014 aus. In dieser Zeit erlangte ich den zweiten Dan.

„Allkampf“ ist eine Kampfsportart mit Partnerübungen, wobei man sich verteidigen kann – und das mit Messer, Pistole und Stock. Man lernt auch Kampfverhalten ähnlich dem Taekwondo. Es ist eine Kampfsportart für Jung und Alt.

Meine weitere Entwicklung bis heute

Nach meinen sportlichen Erfahrungen nun zu weiteren Einzelheiten meines beruflichen Lebenswegs.

Nach Durchlaufen von Grund- und Hauptschule, die mir leicht fielen, trat ich anschließend ins Gymnasium in Miesbach über.

Auf dem Gymnasium tat ich mir schwer, was mich zum Wechsel auf die Wirtschaftsschule in Holzkirchen veranlasste.

Dort machte ich meine Mittlere Reife und bewarb mich dann für die Lehrstelle als Hotelfachmann im „Bayerischen Hof“ in Miesbach.

Ich tat dies damals nur, weil die Ausbildungssuche zu jener Zeit so schwer war, dass man als Durchschnittsschüler keine große Auswahl hatte.

Ich erwähnte bereits meine wiederholten Lungenerkrankungen in meiner Jugend, die mir sehr zu schaffen machten. Die letzte Lungenentzündung befahl mich im Alter von 17 bis 18 Jahren – eigentlich ein Lebenszeitpunkt, in dem man sich wünscht, dass vieles beginnen sollte, wie etwa Autofahren, der Antritt einer Lehre usw.

Aber nein, ich musste ins Krankenhaus, wo mir schließlich der Arzt mitteilte, dass ich ohne klinischen Beistand in Lebensgefahr gewesen wäre. Ich war ernüchtert.

Aber ich hatte Glück, und der Keim in der Lunge wurde niedergekämpft.

Zur Ausheilung durfte ich eine Kur in Wangen machen, die mir bis zum heutigen Tage sehr geholfen hat. – Kaum hatte der Kuraufenthalt begonnen, wollte ich schon wieder heim, da mir die neue Umgebung, unbekannte Menschen und andere Ärzte zunächst nicht geheuer waren.

Die Umgewöhnung brauchte seine Zeit, in der ich jedoch Menschen mit anderen Krankheiten kennen lernte. Das alles war für mich Neuland.

Dort konnte ich aber meine Schullaufbahn fortsetzen und mich auf meine Mittlere Reife in Holzkirchen vorbereiten.

Endlich kam der Durchbruch: Ich durfte zur Mittleren Reife antreten, eine Lehre beginnen und sogar den Autoführerschein machen. Auch den Abschluss zum Hotelfachmann konnte ich dort noch erfolgreich durchziehen.

Dann – nach der Prüfung war ich erstmal drei Monate arbeitslos, bis sich eine Stelle als Rezeptionist im Hotel „Leder“ in Bad Wiessee auftat. Leider dauerte meine

Beschäftigung dort nur einen Monat, weil die Firma wenig später in die Insolvenz ging.

In meiner Lehrzeit und in jenem einen Monat hatte ich unterschiedlichste Menschen kennen gelernt, die mich schätzten. Dies war für mein eigene Wertschätzung von bleibender Bedeutung.

Nun schloss sich eine Tätigkeit im Hotel „Alpenclub“ in Schliersee an, einem Betrieb, der einer US-amerikanischen Hotelkette unterstand. Dies führte zur Aufbesserung meiner Englisch-Kenntnisse – sehr dienlich, weil ich mit meinem Schulenglisch nicht weit kam.

Noch heute pflege ich teils sehr gute Bekanntschaften aus jener Zeit.

Nach 1½ Jahren war ich nervlich leider am Boden, weil die anstrengenden Wechselschichten meine Gesundheit aufrieben.

Da ich keine Zeit mehr für Familie und Freunde hatte, entschloss ich mich schließlich, zu kündigen. Neuerliche Arbeitslosmeldung war die Folge.

In dieser Zeit habe ich mich in verschiedenen Hotels beworben, die jedoch meine Berufserfahrung als nicht ausreichend einstufen.

Ich habe mich daraufhin im „Hotel Bayern“ in Tegernsee beworben, wo ich anfänglich als Aushilfe im Empfang arbeitete, aber später einen festen Vertrag als Page bekam. Auch in dieser Stelle erweiterte sich mein Bekanntenkreis und vertiefte sich meine Menschenkenntnis.

Nach einem halben Jahr hieß es dann jedoch: „Herr Huttner, wir müssen Ihnen leider kündigen – wegen Umstrukturierung.“

Ab diesem Zeitpunkt hatte ich keine Lust mehr auf Gastronomie. Wieder musste ich mich – zum letzten Mal – arbeitslos melden.

Meine Gedanken um eine neue Tätigkeit gingen in eine andere Richtung.

Ich hatte das Glück, dass meine Schwester Julia damals in der Ausbildung zur Groß- und Einzelhandelskauffrau stand. Einer ihrer Lehrer sollte für mich bedeutsam werden.

Die neue Chance

Dieser Lehrer wusste von einer Stellenausschreibung der Lebenshilfe München für geistig behinderte Menschen. Meine Schwester riet mir sogleich, mich ohne Zögern um diese zu bewerben.

Ich folgte ihrem Rat, und tatsächlich bekam ich einige Wochen später einen Anruf mit Einladung zu einem Vorstellungsgespräch als Bürokommunikationskaufmann. Ich war übergücklich.

Das Vorstellungsgespräch verlief für mich gut. Ich kann mich noch heute genau daran erinnern, als ich die Geschäftsstelle betrat. Das Gespräch mit meinen Ansprechpartnern, darunter mein künftiger Ausbilder, dauerte etwa eine Stunde.

Eine Woche später bekam ich den erlösenden Anruf: Ich hatte die Stelle bekommen.

Aber: Ich wusste damals nicht, dass die Berufsschule Miesbach nur ‚Bürokaufleute‘ ausbildete. Nun aber war ‚Bürokommunikationskaufmann‘ gefragt.

„Lebenshilfe“ war bereit, das zu ändern und sich für mich einzusetzen.

Ein Änderungsantrag an die IHK wurde positiv beschieden, was für mich hieß, dass ich drei Jahre die Berufsschule Miesbach besuchen würde.

In der Höhle des Löwen

Schon nach 1½ Jahren gut laufender Ausbildung ging es mit meinem Gesundheitszustand so bergab, dass ich mich nicht mehr richtig konzentrieren konnte und stets nach der Arbeit regelrecht kaputt war.

Mein Therapeut schickte mich daraufhin zum Neurologen in Bad Wiessee. Dieser diagnostizierte bei mir einen deutlichen Dopamin Mangel.

Was ist Dopamin? - Dopamin (DA, auch Prolaktostatin bzw. PIH von Prolactin-Inhibiting Hormone) ist ein biogenes Amin aus der Gruppe der Katecholamine und ein wichtiger Neurotransmitter. Im Volksmund gilt es als Glückshormon. Die psychotrope Bedeutung des Dopamins wird allerdings hauptsächlich im Bereich der Antriebssteigerung und Motivation vermutet.^[6]

Ich war zuerst schockiert, musste mich aber nun damit abfinden.

In der Folge nahm ich Tabletten, ein Präparat mit Namen „L-Dopa“. Es sollte das fehlende Dopamin im Kopf ersetzen, da mein Körper es nicht mehr selbst produzierte. Die Ausgleichsfunktion war ähnlich der wie damals, als ich auf Grund meiner Wachstumsverzögerung bis zum 17. Lebensjahr Calcium-Mangel diagnostiziert bekam und diesen daraufhin mit speziellen Ca-Gaben wirksam ausgleichen konnte.

So ging es weiter, bis schließlich die Prüfungen vor der Tür standen. Meine Nachfolge-Neurologin, sah sich gezwungen, die Dopamin-Dosen zu erhöhen, so dass ich mich ohne nennenswerte Beeinträchtigung für meine Prüfung vorbereiten konnte.

In der Arbeit musste ich übrigens meine Tabletten immer mit mir führen. Meine Taufpatin, zugleich Medizinerin empfahl mir die klinische Untersuchung in der Uni-Klinik, Neurologische Abteilung der Ludwig-Maximilian-Universität (LMU) in München, als sie dies erfuhr.

Dort überwies man mich für eine Woche ins Klinikum Großhadern (München), um Näheres über mein pathologisches Profil herauszufinden. Das war im Oktober 2012.

Das Gespräch

Dort war ich eine Woche lang stationär und musste verschiedene Tests über mich ergehen lassen, die ziemlich anstrengend waren.

Dann kam das Wichtigste – das Arztgespräch.

Der Mediziner fragte mich nach meinem Alter. Er meinte, ich sei mit meinen 25 Jahren ziemlich jung für mein Krankheitsbild. Auf meine Frage, von welcher Krankheit er, sagte er, er vermute eine Ähnlichkeitsform von Parkinson.

Ich musste erstmal schlucken und fragte, was jetzt geschehen solle. Er meinte, es sei am Wichtigsten, dass ich nun die Ruhe bewahre – und, dass die Dopamin-Behandlung fortgesetzt werde.

Nach der Eröffnung dieser Diagnose brauchte ich erstmal eine Zigarettenpause. Ich wurde anschließend von meinem Vater abgeholt.

Wenig später musste ich mich in der Klinik im Abstand von wenigen Tagen zwei neuropsychologischen Tests unterziehen.

Die Nachricht der bis dahin gültigen medizinischen Einschätzung wurde von meiner Familie mit bitterer Miene aufgenommen. Alle waren baff und mussten erstmal tief durchatmen.

Danach versuchte ich, meine Zeit dennoch zu genießen. Am darauffolgenden Wochenende zum Beispiel besuchte ich mit meiner Schwester, ihrem Freund und einem guten Kumpel ein Dorffest und wir wechselten, als es kalt wurde, zum Darting und TV-Boxen in unsere Stammkneipe.

Nach einer weiteren neuropsychologischen Untersuchung holte ich mir Rat von anderen Stellen und ließ eigenständig Tests machen.

„Bleiben Sie offen und verschließen Sie sich jetzt nicht, sonst zermürben Sie sich nur“. Diese Worte der Neurosychologin haben mir in der Folge sehr geholfen.

Nicht nur angesichts der Unkenntnis meiner Mitmenschen um meinen Zustand tat ich mir anfangs sehr schwer, mit diesem Ratschlag richtig umzugehen und zog mich zurück.

Ein paar Monate ging das so. Aber dann geschah etwas, als meine Eltern im Urlaub waren.

Ich nahm ein Ersatzmittel für „L-Dopa“ ein, da ich die Nacht zuvor nicht richtig geschlafen hatte. Die Einnahme stellte sich als zu früh heraus. Da ich auch nicht in der Lage war, Schlaf nachzuholen, setzte ich mit L-Dopa-Dosen nach.

Durch die Überdosierung geriet mein Körper in einen Zustand der Überbeweglichkeit und Appetitlosigkeit. Andere Begleiterscheinungen traten hinzu.

Eine unerwünschte Nebenwirkung schien darin zu bestehen, dass ich mich im Zocken verlor. Ich bereue bis heute diesen Abweg ins Glücksspielen.

Als meine Schwester mich im Zustand der Überbeweglichkeit ins Krankenhaus begleitete, war dieser abgeebbt, als wir im Arztzimmer ankamen. Man ermahnte mich, mit der Medikamentierung von nun an sorgsam umzugehen.

Die Operation

Nach diesem Abend im Klinikum Großhadern (München) hatte mein Problem die volle Aufmerksamkeit der Ärzte gewonnen. Ein Termin wurde vereinbart, um zu beschließen, was auf lange Sicht zu tun sei.

Dies bedeutete für mich stationäre Behandlung, um der Medizin eine vor-Ort-Beobachtung zu ermöglichen.

Mir wurde u. a. Blut und Rückenmarkswasser abgenommen. Schließlich fand mit Professor B. und Dr. M. ein Gespräch statt, in welchem die Möglichkeit einer Operation erörtert wurde. Ziel sei, mir langfristig ein besseres Leben zu ermöglichen.

Ich musste erfahren, dass die Operation als Eingriff in mein Gehirn gedacht war. Schon stand die Frage nach dem Operationstermin im Raum. Es wurde ernst.

Es erleichterte mich, als mich am nächsten Tag meine Eltern im Hospital besuchten und mit den zuständigen Ärzten sprachen. Dem Gespräch konnte ich beiwohnen.

Weitere zwei Besucher – ein ehemaliger Kollege und sein Freund – besuchten mich am gleichen Tag und zeigten sich erstaunt über meinen Entschluss zu dieser komplizierten Operation.

Ich erntete schließlich Verständnis für meinen Entschluss – den ich ja genau genommen nicht allein fasste – von meinen Verwandten wie auch meiner Taufpatin.

Die Zeit bis zum Op-Termin schien mir wegzulaufen. Ich erlebte viel inneres Kämpfen, und meine Gedanken drehten sich nur um das eine.

Wieder erfuhr ich, wie die Leute mich angafften und hinter meinem Rücken tuschelten, wenn ich Überbeweglichkeit zeigte. Vor allem, wer mich nicht kannte, hatte nicht den Mut, mich darauf anzusprechen.

Dies führte aber meinerseits zu einem mutigen Schritt: Ich begab mich zur Bürgermeisterin von Miesbach, mit dem Vorsatz, ihr meinen Zustand zu erläutern und meine Lage an die Öffentlichkeit zu bringen. Sie wurde tätig und vereinbarte für mich mit der Redaktion der örtlichen Zeitung (Miesbacher Merkur) ein Interview, das in einen sehr gut geschriebenen Artikel mündete, auf den in der Folge nicht wenige Menschen mich und meine Eltern ansprachen.

[Verweis auf Artikel mit Datum]

Mir gelang es, noch vor dem Operationstermin wichtige Dinge zu erledigen – so den Abschluss zum Bürokaufmann und – wie schon erwähnt – den 2. Dan (Leistungsrang) im Taekwondo-Allkampf.



Der Tiefschlag

Es war Ende November 2014 und die Operation rückte näher.

Aber ganz so reibungslos sollte es nicht gehen, denn es gab leider Komplikationen mit der MRT (MagnetResonanzTomografie) und dem Blutbild.

Der operierende Arzt kam am Abend ins Zimmer und meinte, dass man den Eingriff verschieben müsse, weil er der Befund für den Kopf noch fehle. Der Termin wurde sodann eine Woche später angesetzt, eigentlich zweimal, da einem anderen Patienten schließlich Vorrang gegeben wurde. Es hieß also wieder warten, Tabletten nehmen usw.

Am Tag vor der Operation, dem 3. Dezember, rasierte mir eine Freundin, Frisörin, im Beisein meiner Schwester, den Schädel kahl, da dies sicherlich nicht Sache des Arztes gewesen wäre.

Meine Medikamentierung wurde noch am selben Tag auf null gesetzt und die MRT durchgeführt. Dann kam der erwartete Tag.

Mit nüchternem Magen trat ich an, bekam ein schickes Patientenhemd, ebenso schicke Thrombosestrümpfe übergezogen, Dann ging es ein drittes Mal in die MRT. Diese brachte ich mit Mühe hinter mich, bevor es in den Op-Saal ging.

Man betäubte mich örtlich an der geschorenen Kopfstelle. Natürlich nahm ich dennoch bewusst das Bohren durch die Schädeldecke wahr.

Die Schlaf-Wach-Schlaf-Narkose bewirkte nach dem Bohren, dass ich einschlief.

Nach Einsetzen einer Elektrodensonde in mein Gehirn, holte man mich behutsam zurück in den Wachzustand, denn die Ärzte erwarteten von mir ein bewusstes Rückmelden meiner Empfindungen.

Nach 4-Stunden-Eingriff wurde ich nochmals unter Schlafnarkose gesetzt und kam dann im Aufwachraum zu mir. Meine erste Frage war natürlich, ob alles gut gegangen sei. Die Krankenschwester: „Leider nein“. Die Begründung sollte ich später bekommen.

Wieder auf der Station, wurde ich von meinen Eltern und Krankenpersonal empfangen. Enttäuscht und fertig, weil es nicht geklappt hatte, durfte ich nach mehreren Stunden wieder etwas essen.

Meine Medikamente wurden neu eingestellt. Es brauchte zwei Tage, um die Enttäuschung über die Nachricht über den gescheiterten Eingriff zu verdauen und in die normale Lebensbahn zurückzufinden.

Die Mediziner eröffneten mir eine zweite Möglichkeit – einen Schlauch, mit einer Pumpe verbunden, in die Bauchdecke genäht, über welchen mein Körper mit flüssigem Dopamin versorgt würde. Zu jenem Zeitpunkt wollte ich mir das nicht vorstellen und lehnte ab.

Endlich die Entlassung

Eine Woche nach der Op und Neudosierung der Medikamente, einem abschließenden Arztgespräch und mit dem Entlassungsbericht in der Tasche kehrte ich mit meinem Vater, zu meiner Familie nach Hause zurück.

Nun wussten wir auch, warum die Op abgebrochen worden war: Die Elektrodenimpulse führten nicht zu den erwarteten motorischen Reaktionen geführt.

Nach bangen und turbulenten Tagen bedeutete es mir etwas Besonderes, von meiner Mutter herzlich begrüßt zu werden.

Die Nachfragen von Freunden und Bekannten ließen nicht lange auf sich warten, und so trafen wir uns wenig später, was mir Gelegenheit gab, ihnen über den Ablauf der Ereignisse zu berichten. Wenngleich ich noch sehr erschöpft war, gab mir dieser Austausch wieder Auftrieb.

Reichlich Unterstützung

Nach der Operation hatte ich viele Dinge, die mein Leben betrafen, zu erledigen, aber zum Glück standen mir meine Eltern in Vielem bei. Weihnachten und Sylvester verbrachte ich daheim im Kreise von Familie und Freunden.

Zu Weihnachten waren Familie und Freunde zu Besuch, und auf dem Grillfest meines Vaters am zweiten Weihnachtsfeiertag erhielt ich manch positive Rückmeldung aus dem Kreis der je nach Zuordnung und Alter verschiedenartigen Gäste. So etwas baute mich auf.

Mit meiner Medikamenten-Einstellung war ich bis ins Neue Jahr hinein – meinem Krankheitsbild entsprechend – zufrieden.

Wieder meldete sich unser Lokalblatt (Miesbacher Merkur). Über einen sehr gut ausgearbeiteten Artikel durfte ich der Öffentlichkeit den weiteren Verlauf meiner Krankheitsgeschichte mitteilen – natürlich auch, warum die Gehirnoperation nicht zum gewünschten Ergebnis geführt hatte.

[Artikel]

Nun etwas zur jüngeren Entwicklung und zur heutigen Lage.

Publikationen über meinen Fall werden nun kaum mehr so interpretiert, dass ich mich persönlich in den Vordergrund rücken möchte. Es geht um die Bewusstmachung einer augenscheinlichen Symptomatik und die Darstellung, wie die gängige Medizin diese erwidert. Oder anders ausgedrückt: die Heilungschancen. Man darf hoffen, dass dies auch Anderen in ähnlicher Lage hilft und ihre Situation weiter verstehbar macht.

Die Bereitschaft der Zeitungsredaktion war umso wertvoller, als die Unterstützung seitens des sozialen Umfelds zu Beginn der Verschlimmerung meines körperlichen Zustands recht mager ausgefallen war.

Da gab es zu meinem Glück den VdK und meine Neurologin. Psychologische Betreuung kam mir auch durch eine Fachkraft im Caritas-Verband zu. Dies führte im Weiteren in die Praxis einer Familientherapeutin, deren Sitzungen meine ganze Familie seither besucht, und wir können sagen, daraus auch Nutzen ziehen.

Die Beratung im VdK führte über einen längeren Zeitraum, aber im ersten Anlauf erfolgreich, zur Genehmigung der Pflegestufe 1 für meinen Fall. Für das erforderliche Gutachten wurde ich zu meinem Krankheitsbild befragt und meine damals noch von mir bewohnte Apartmentwohnung in Augenschein genommen.

Meine ganze Familie und ich zeigten uns erleichtert, als der Ausgang des Gutachtens feststand und schriftlich vorlag.

Immerhin dauerte es 5-6 Wochen, bis ein von mir gestellter Antrag auf einen ReHa-Aufenthalt positiv beantwortet wurde.

Ein zu spät angesetzter ReHa-Antritt Anfang Juli 2015 konnte durch meine Neurologin revidiert werden, so dass ich schon nach einer Woche meine Kur in der Schmiedern-Klinik, Allsbach am Bodensee, im Mai aufnehmen konnte.

Zur Freude – auch mit etwas Bammel, weil ich nicht wusste, was die neue Umgebung für mich bedeuten würde – kam hinzu, dass meine Schwester für mich eine Überraschungsparty organisiert hatte, auf der mich meine Freunde für die kommenden Wochen in die Kur verabschiedeten.

Die Kur im Einzelnen

Die Rehabilitationskur war für 4 Wochen vorgesehen, mit möglicher Verlängerung um weitere zwei.

Die Autofahrt einschließlich Übersetzung mit der Fähre nach Konstanz dauerte 4½ Stunden. Vom Empfangspersonal wurde ich herzlich begrüßt. Nach den Aufnahmeverfahren im Zimmer des Pflegepersonals und der Einweisung in mein klinisches Gemach, ließen meine Eltern und ich uns erstmal ein Eis im hausinternen Café schmecken.

Als meine Eltern nach einer Stunde bereits auf der Heimfahrt waren, hatte sich mein Zustand deutlich gebessert. Während der Anreise hatte ich nämlich die meiste Zeit weder gehen noch stehen können. Jeder Ortswechsel und jedes Bemühen wurden durch Unterbeweglichkeit torpediert. Die Regeldosis meiner Tabletten hatte erst verspätet Wirkung gezeigt.

Die Zeit schien anfangs ziemlich langsam zu vergehen, zumal die ersten Tage gleich ein Wochenende mit Feiertag einschlossen.

Ich nutzte diese Zeit, um die Menschen um mich herum kennenzulernen, mit denen ich meine neue Umgebung teilen werden würde.

Als die erste Woche begann, hatte ich meine ersten Anwendungen, Sitzungen und Gespräche mit Fachkräften aus Physio-, Ergo-, Psycho- und Sprachtherapie.

Mein weiterer Aufenthalt verging vergleichsweise wie im Flug. Mein Geburtstag fiel in diese Zeit. Der Besuch meiner Eltern zu diesem Anlass wurde für informative Gespräche mit meinen Ärzten und Therapeuten genutzt. Es ergaben sich daraus erfreulicherweise keine unerwartet schlechten Nachrichten.

Beim Gespräch mit den Ärzten erlangten wir Kenntnisse, welche wir im Lauf der vorausgegangenen zwei Jahre nicht erfahren hatten.

Die Bekanntschaften, welche ich während der ReHa-Kur machen durfte, bestehen teils noch heute. Viele von den vertrauter gewordenen Menschen berichteten mir auch, wie und was sie von ihrer Krankheit gelernt hatten. Dies hatte auch Rückwirkung auf mein Denken. Dachte ich zu Anfang der Kur noch wiederkehrend

die Frage „Wieso ausgerechnet ich?“, so hatte sich das zum Ende des Klinikaufenthalts sehr abgewandelt. Nun fand ich mich als eines unter vielen „Opfern“.

Ein Freund, der mich besuchen kam und sogar eine Nacht in meinem Fremddomizil verbrachte, zeigte abschließend eine Mischung aus Begeisterung und Erleichterung: Er sei froh, hier gewesen zu sein und die tiefe Erkenntnis mitzunehmen: „Ich darf gesund sein“.

Natürlich verließen immer wieder Mitpatienten, mit denen ich Freundschaft geschlossen hatte, den Kuraufenthalt. Dies erfähr ich als Trennungsschmerz. – Aber es kamen auch neue.

Ein abschließendes Arztgespräch verließ ich mit der Zusicherung, in Zukunft Erwerbsminderungsrente zu bekommen. Dies ließ mich mit der Hoffnung gehen, in zwei Jahren rentenwürdig zu sein, auch, eine Wiederholungs-Reha genehmigt zu bekommen. Die Feststellung, ob ich weiterhin einer erwerbsfähigen Tätigkeit nachgehen darf, wäre hiermit verbunden.

Kurz vor meiner Entlassung wurde mir bewusst, wie sehr ich mich auf meine heimatliche Umgebung freute, auf meine Eltern und Freunde, denen ich verdanke, zu mir zu stehen.

Ich wurde in der Nacht vor meiner Abfahrt von einer Magen-Darm-Grippe heimgesucht, die zunächst schwerwiegender interpretiert wurde. Am Tag der Abreise musste ich das Zimmer hüten, bis meine Eltern eintrafen. – Die Heimfahrt gestaltete sich – ähnlich der Hinfahrt – wenig angenehm, da ich weitgehend unbeweglich war (untermotorisch).

Mein Zustand besserte sich, nachdem ich wieder zuhause war. Es war nicht leicht, die Dopamin-Dosen nach vorgeschriebener Regel einzuhalten, da früh eintretende Unbeweglichkeiten zu einer verfrühten Einnahme verleiteten.

Meine Schwester beraumte für das Wochenende nach meiner Rückkunft eine Feier an ähnlich jener, bevor ich zur Kur gegangen war. Alle Menschen, die damals beim Abschied zugegen gewesen waren, beehrten mich auch diesmal auf der Willkommensparty.

Schlusswort

Diese Seiten sollten erstmal genügen, um Euch Lesern einen Einblick in einen schwierigen Abschnitt aus meinem jüngsten Leben gewährt zu haben, und ich hoffe, dass meine Schilderung dazu beiträgt, dass Ihr Euch nicht vom eingeschlagenen Weg abbringen lasst und den Mut habt, Euch aus kniffligen Lagen durch positives Denken immer wieder aufzurichten.

Trotz Krankheit gibt es neben Leiden auch Freude und Genuss. Solange jemand dies wahrnehmen kann, bleibt das Leben lebenswert.

Ich bedanke mich für Euere Aufmerksamkeit und Anteilnahme. Es grüßt Euch

Euer Max Huttner

[Anhang:

Dankesworte:

Mein besonderer Dank gilt:

-

-

Bildbelege: mit kleinschriftigen Untertiteln]